

«Wir werden uns wiedersehen», sagt Paul – dann wird er hingerichtet: Eine Schweizerin erzählt von ihren Freundschaften in US-Todeszellen

Kann man einen Mörder mögen, der während Jahrzehnten in einem US-Todestrakt sitzt? Eine Zürcherin versucht es – und erzählt, weshalb sie die Schweizer Justiz dennoch für zu milde hält.

Die Zeit vergeht, und als der Aufseher erklärt, sie hätten noch zehn Minuten, kann Ursula Corbin das Weinen nicht mehr zurückhalten. In all den Jahren seit sie Paul* kennengelernt hat, ist eine tiefe Freundschaft entstanden. Sie weiss, dass sie ihm in diesem Moment Mut machen müsste, und doch verhält es sich gerade umgekehrt. Ursula Corbin rinnen die Tränen übers Gesicht, während Paul ganz ruhig wird. Bald werde er frei sein, versichert er ihr. «Irgendwann werden wir uns wiedersehen.» Paul drückt seine Hand auf sein Herz, dann an die Scheibe, die sich zwischen ihnen befindet.

Es das letzte Bild, das Ursula Corbin von ihm hat. Sechs Tage später wird Paul mit der Giftspritze hingerichtet.

So beschreibt Ursula Corbin ihren Abschied von Paul Lindsey Miller, der 1991 bei einem Raubüberfall einen Drogendealer erschossen hat und dafür zwei Jahre später zum Tode verurteilt wurde. Über Jahre pflegt Ursula Corbin, die in einem kleinen Einfamilienhaus am Rande der Stadt Zürich lebt, eine Freundschaft mit Paul, dem Mörder aus der Todeszelle in Huntsville, Texas. Während 16 Jahren wartete Paul auf seine Hinrichtung, eingesperrt in einer Zelle von wenigen Quadratmetern. Hunderte von Briefen überqueren in dieser Zeit den Atlantik, mehrere Besuche kommen hinzu. Bis am 16. September 2009, dem Tag von Pauls Tötung.

Am Ende hilft nur Trash-TV

Paul ist nur einer von mehr als einem Dutzend Personen – viele Männer und kaum Frauen –, die in einem amerikanischen Gefängnis auf die Hinrichtung warten und mit Ursula Corbin in Verbindung standen und stehen. Seit 36 Jahren schreibt sie ihnen, telefoniert, kümmert sich. Sie reist zu amerikanischen Gefängnissen, wo sie sich schikanösen Besucherregeln unterwirft, um mit den Gefangenen ein paar Stunden ins Gespräch zu kommen. Manche von ihnen haben keine Menschenseele ausser Ursula Corbin, die ihnen zeigt, dass sie ihr nicht gleichgültig sind.

Paul war der 1174. Mörder, der in den USA hingerichtet wurde, seit die USA die Todesstrafe im Jahre 1976 wieder eingeführt haben. Inzwischen wurden über 1500 Personen exekutiert, mehr als ein Drittel davon in Texas. Die meisten von ihnen warten Jahrzehnte auf ihre Exekution. Über 2500 zum Tod Verurteilte sitzen derzeit in amerikanischen Todestrakten, fast 200 sind es in Texas.

Ist die Strafe vollzogen, listet das texanische Justizdepartement die Namen der Hingerichteten im Internet fein säuberlich auf, ihre Taten, ihre Geschichten, ihr Bild, sogar ihre letzten Worte. Es sind makabre Zeugnisse staatlicher Grausamkeit. Angst, Reue, Sehnsucht und verzweifelte Schicksalsergebenheit der Todgeweihten sprechen aus den Worten vor dem Sterben. Auch Paul hat sich ergeben, als die Todesstunde gekommen ist: «Aufseher, drück ab», sagt er, als es nichts mehr zu sagen gibt. Und noch ein allerletztes Mal an die Angehörigen gerichtet: «I love you, brother, never forget it. Ronnie, Linda, Amber, Kathy. Chaplain Hart you're the best.»

«Ich weiss, wann er stirbt – auf die Minute genau»

«Ich musste zum Glück nie bei einer Hinrichtung dabei sein», sagt Ursula Corbin. Sie hat dies keinem ihrer Brieffreundschaften angeboten, und nie hat es jemand von ihr verlangt. Sie weiss nicht, ob sie stark genug wäre, um einem vertrauten Menschen, festgebunden auf einem Schragen, beim Sterben zuzusehen. Es sei nie und nimmer dasselbe wie bei einem unheilbar kranken Menschen, den man in den Tod begleite. Sie müsse sich von einem kerngesunden Mann verabschieden, den nichts am Weiterleben hindern würde. «Trotzdem weiss er, dass er sterben wird. Er weiss es, und ich weiss es. Wir wissen, wie er sterben wird, und wir wissen, wann. Wir wissen es auf die Minute genau.»

So kommt fast immer bei Corbins letzten Besuchen vor einer Hinrichtung der Tod zur Sprache. Wie er sich wohl anfühle und ob er schmerze. Ob er eine Rache für die Tat sei und was nach dem Sterben komme. Ob es Gott gebe – und dass es ihn ganz sicher gebe. Mehrere Stunden dauern solche Begegnungen, die viel zu kurz sind und doch unendlich lang. Nach dem Ende der Begegnung vor der Hinrichtung verlässt Corbin die Gefängniszelle jeweils völlig erschöpft, traurig, fassungslos. Sie kehrt zurück in ihr Hotel, weint still so lange, bis keine Träne mehr kommt. Anschliessend schaltet sie den Fernseher ein und versucht, das Unausweichliche mit amerikanischem Trash-TV zu verdrängen.

Eher zufällig ist Ursula Corbin ursprünglich zu ihren Verbindungen mit verurteilten Straftätern gekommen. Als sie von ihren jahrelangen Aufenthalten in mehreren Ländern mit systematischen Menschenrechtsverletzungen in die Schweiz zurückkehrte, schloss sie sich Amnesty International (AI) an. Eines Tages erhielt die Organisation eine Anfrage von Andy aus Texas, der – auf seine Hinrichtung wartend – den Austausch mit der Aussenwelt suchte. Corbin war die Einzige in ihrer AI-Sektion, die genügend Englisch sprach.

Nach Andys Hinrichtung schwor sich Ursula Corbin, nie wieder einen solchen Briefkontakt einzugehen. Doch dann fragte sie eine US-Radiostation um ein Interview an. Kaum war das Gespräch ausgestrahlt, baten Dutzende von anderen Verurteilten aus ganz Amerika um Briefkontakte mit der verständnisvollen Bekannten des Mörders aus der Todeszelle. «Ich habe diese Aufgabe nicht gesucht», sagt Corbin. Sie sei eine lebensfrohe Person, habe selber eine schöne Familie und viele Freundinnen und Freunde. «Doch die Verbindung mit einem Menschen in ausweglosen Situationen liegt mir. Ich war anfangs neugierig, und später wollte ich nicht feige sein.»

Seit 36 Jahren im Todestrakt

So schrieb Ursula Corbin weiter und weiter. Zum Beispiel Jerry, der seit über 36 Jahren in San Quentin, Kalifornien, sitzt und hofft, dass sich das Blatt endlich zum Guten wendet. Jerry wurde einzig aufgrund von vagen Indizien zum Tode verurteilt, wegen eines Mordes, der sich 1986 in San Francisco ereignet hatte: aufgrund einer nicht sehr präzisen Zeugenaussage und eines simplen Blutgruppen-Vergleichs. Von Anfang an bestritt Jerry die Tat, ohne dass er je eine

Chance hatte. Seit seinem ersten Tag in der Zelle kennt Jerry nur eines: den Kampf um sein Leben und um seine Freiheit.

Seine seitenlange Briefe an Ursula Corbin widerspiegeln eine ganz und gar unmenschliche Justiz, für die die Lebenszeit eines Insassen keinen Wert zu haben scheint. Obwohl sich die Zweifel an Jerrys Schuld rasch als begründet erweisen, werden Gerichtstermine immer und immer wieder vertagt. Es werden Fristen verfügt und neue Termine angesetzt, bei denen es um zusätzliche Beweise oder um banale Verfahrensfragen geht. Oft sind Zeugen nach Jahrzehnten nicht mehr auffindbar oder verstorben. Pflichtverteidiger wechseln und müssen sich neu einarbeiten.

Präzise rapportiert Jerry Ursula Corbin das endlose Hin und Her, das freilich nicht das Geringste an dessen Schicksal ändert: Stets bleibt sein Fall ein sogenannter «Death Penalty Case». «Well, enough about me!», fährt Jerry nach dem Update in seiner Sache jeweils fort und fragt Ursula Corbin: «What's going on with you?»

So verlebt Jerry seine Zeit. So lange, bis er Ursula Corbin eines Tages von einem fast unglaublichen Ereignis berichtet.

Eine überraschende Wende

Die Pandemie ist in vollem Gang, als Corbin nach langer Zeit wieder von Jerry hört. Er selber sei an Corona schwer erkrankt, schreibt er. Er sei beatmet worden und fast gestorben. Und dennoch gebe es hoffnungsvolle Neuigkeiten.

Just in der Zeit, als Jerry gegen das Virus kämpft, geschieht in einem Nachbarstaat ein Mord. Kurz darauf wird der Täter gefasst. In stundenlangen Verhören gesteht der Mann weitere Morde – auch jenen von San Francisco aus dem letzten Jahrhundert, für den Jerry den Kopf hinhalten sollte. So präzise beschreibt er den Tathergang von damals, dass es kaum mehr Zweifel an Jerrys Unschuld gibt.

Heute weiss Jerry, dass er nicht mit der Giftspritze sterben wird. Und dennoch hat auch diese Geschichte kein richtiges Happy End. Zwei Jahre nach der überraschenden Wende sitzt Jerry noch immer in einem kalifornischen Gefängnis und wartet. Wann es zu einem neuen Prozess kommt, bei dem das Geständnis des wahren Täters anerkannt und Jerrys Unschuld festgestellt wird, ist bis heute nicht bekannt. Nur eines weiss Jerry unterdessen: Es kann Jahre dauern.

Monate sind inzwischen vergangen, seit Ursula Corbin das letzte Mal von Jerry gehört hat. Immer wieder fragt sie sich, was Jerry tun werde, wenn er irgendwann wirklich freikommt. Er habe schliesslich keine Familie, kein Verdienst, keine Wohnung: «Wenn er eines Tages entlassen wird, dann ist er ein Mann Ende sechzig, der mehr als die Hälfte seines Lebens unschuldig im Gefängnis verbracht hat und sich in dieser Welt kaum mehr richtig zurechtfinden wird.»

«Sie haben Strafe verdient»

Tausende von Briefen lagern heute in Kartonkisten in Corbins Keller, wie sie in ihrem kürzlich erschienenen Buch schreibt. Tage- und nächtelang korrespondierte sie, oft wie getrieben. «Es gibt mir das Gefühl, gebraucht zu werden und etwas Menschlichkeit in ein inhumanes System bringen zu können.» An manchen Wochenenden in den Anfangsjahren sass sie so häufig am Schreibtisch, dass die Familie rebellierte. Damals sei es teilweise zu viel gewesen, gibt Corbin im Rückblick zu.

Und doch bezeichnet sie einzelne ihrer Kontakte ganz bewusst als Freundschaften. Sie habe viel investiert, aber auch viel zurückbekommen, erzählt sie: «Ich schreibe Menschen, die Zeit im Überfluss und ein grosses Interesse daran haben, mit einem Menschen in der freien Welt zu kommunizieren. Daraus entsteht oft ein tiefgründiger und vertrauensvoller Austausch.» So wie sie sich kümmerte, nahmen auch viele Verurteilte Anteil am Leben von Ursula Corbin.

Vielleicht liegt dies auch daran, dass Corbin die Auseinandersetzung auf Augenhöhe sucht. Unter einem Helfersyndrom leide sie nicht, betont sie. Auch um Mitleid gehe es ihr nicht, sondern wenn schon um Mitgefühl für Menschen in einem brutalen und erbarmungslosen System. Bei allem Abscheu gegenüber der Todesstrafe redet sie die Taten der Verurteilten mit keinem Wort schön.

«Wer einen Menschen umbringt, tut etwas, was sich nicht rechtfertigen lässt. Die meisten meiner Brieffreunde haben eine Strafe verdient.» Und nicht selten kommt es sogar vor, dass Corbin härtere Strafen für angemessen hält, beispielsweise wenn sie hört, dass ein Gewaltverbrecher in der Schweiz wieder einmal mit ein paar wenigen Jahren davongekommen ist.

Doch wenn es Fälle gibt, die das absurde Justizsystem der USA besonders krass verdeutlichen, zählt für Corbin die Geschichte von Jerry eindeutig dazu.

Ursula Corbin: «Du sollst nicht töten». Verlag Rüffer und Rub.

*** Die Namen der Verurteilten sind geändert.**

Copyright CH-Media | alle Rechte vorbehalten